

## Elftes Kapitel.

## Die Pferdejagd am Büffelsee.

Schon beim ersten Morgenstrahl finden wir die Büffeljäger, die Vaqueros und die Reisenden wieder auf den Beinen. Der sonderbare Brite, Sir Frederick Wanderer, sitzt auf einem Feldstuhl und entwirft eine Skizze der Waldlandschaft in sein Album: in einiger Entfernung von ihm geht Wilson, sein Kentuckier, die Büchse auf der Schulter, wie eine Schildwache auf und ab. „Wir satteln jetzt,“ bedeutete der Zeichner nach einer Weile seinen Trabanten, indem er das Buch zuklappte; „es ist Zeit, das Prärieros zu suchen.“ Er hatte sich gleich beim Erwachen von einem der Vaqueros die Richtung angeben lassen, in welcher der Schimmel, den Encinas beharrlich mit dem Wunderrosß der Prärien verwechselte, gestern entflohen war. Die Pferde waren bald aufgepäunt; Sir Frederick dankte dem Hacendero für seine Gastfreundschaft und verbeugte sich höflich gegen Doña Rosarita, die im Gespräch mit dem Senator vor ihrem Zelte stand; dann schwang er sich in den Sattel und ritt mit seinem amerikanischen Leibwächter von dannen.

Den Tag über fiel nichts Bemerkenswerthes am Büffelsee vor. Als aber die Sonne sich dem westlichen Horizont zuneigte, kam ein Reiter mit verhängten Zügeln herangesprengt: ohne Kopfbedeckung, das Gesicht von Dornen verletzt, sein Lederanzug zerstoßen und durchlöchert. Es war Franzisko, den seine Kameraden, wie wir wissen, bereits aufgegeben hatten. Und so wunderbar ist das Menschenherz geartet, daß alle ärgerlich darüber waren, den Mann gesund wiederkehren zu sehen, den sie gar zu gern ihr lebenslang am Feuer ihrer Bivaks als Helden einer phantastischen Legende hätten vorsehnen mögen; doch trotzdem umringten sie ihn jetzt mit großem Eifer und bestürmten ihn mit Fragen über sein Abenteuer. Freilich wußte Franzisko nichts von den wunderbaren Einzelheiten zu berichten, die man erwartete. Auf ganz natürliche Weise hatte ihm ein großer, dicker Ast den Hut vom Kopfe gerissen. Der Vaquero hatte aber mit dem Aufheben desselben keine Zeit verlieren wollen und seine Jagd fortgesetzt. Auch war es ihm in ebenso leicht erklärlicher Weise unmöglich gewesen, im Walde von seinem Lasso Gebrauch zu machen. Hundertmal hatte er die Spur des Schimmels verloren und wieder gefunden, und es hatte ihn seine hartnäckige Verfolgung so weit geführt, daß er, als endlich das Tier verschwunden war, sich genötigt sah, seinem eigenen Pferde einige Stunden Ruhe zu gönnen. So hatten Herr und Pferd fern vom See übernachtet, und den folgenden Tag hatte der Vaquero mit seinen draußen zerstreuten Genossen dazu benutzt, die wilden Pferde, welche dem Büffelsee zugetrieben werden sollten, noch enger zu umkreisen.

Dieser nüchterne Verlauf mußte die Erwartungen der Zuhörer nur noch mehr herabstimmen. Da sich aber der phantasiebegabte Mensch nicht leicht dazu herbeiläßt, das Wunderleben durch die Wirklichkeit zu ersetzen, so waren die Vaqueros trotzdem einstimmig der Ansicht, Franzisko sei seinem Schuttpatron eine Kerze dafür schuldig, daß dieser ihn vor den Schlingen des Teufels bewahrt habe. „Zehnmal eins!“ ließ der wunderlüchtige Lehrling sich vernehmen, „alles beweist eben doch, daß es wirklich der teyanische Schimmel war und ist: Bedenket nur: erst unser trefflicher Vaquero da, der ins Wasser fällt und schier den Hals bricht; dann Franzisko, der flinkste Reiter in ganz Sonora, der mit dem Lasso umzugehen weiß, wie kein zweiter, hat doch das Pferd nicht einholen können!“ — „Und dieser kegerische Engländer mit seinen tausend Pfastern, die er uns anbot,“ setzte Encinas hinzu; „unser Grünbart hat recht, das geht unmöglich mit rechten Dingen zu.“ Am Ende war Franzisko selber, dem seine Kameraden die Mär des Encinas mitteilten, von dem Höllen-